

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **15 (2008)**

Heft 172

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

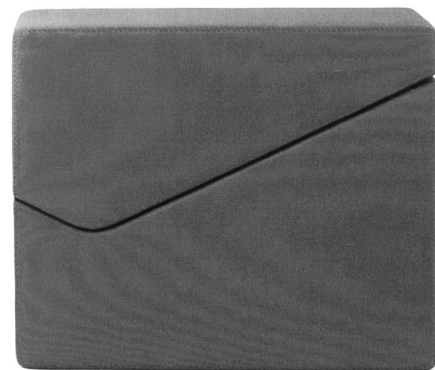
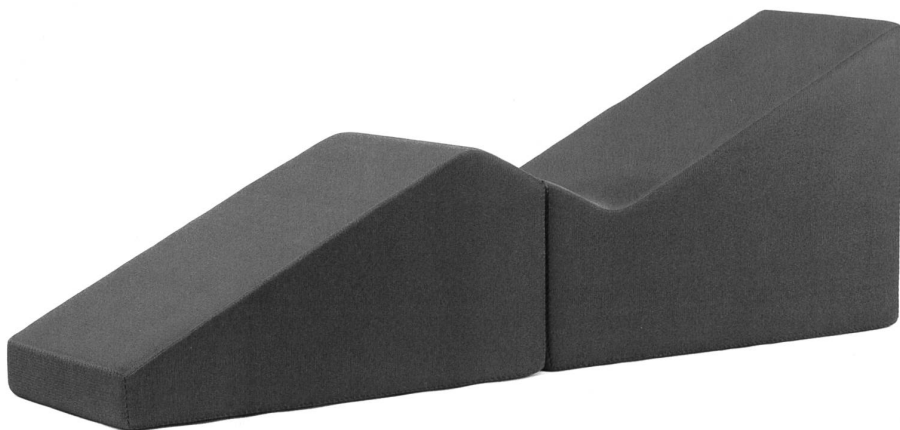
TAUSENDSASSA LÄDT EIN

Seit zehn Jahren entwickelt Urs Bürki unter dem Namen Zarava Alltagsgegenstände. Der leidenschaftliche Gastgeber feiert das Jubiläum, indem er bei sich zuhause andere Gestalter ausstellt. von Johannes Stieger

Es ist der vermöbelte Oktober 1998. Adrian Riklin schreibt im Vorwort zur Saitenausgabe über Ostschweizer Möbeldesign folgende Worte: «Alles Design? Design als permanenter Versuch, das Leben zu erleichtern? Alles light, cool, völlig schwerelos? ... Kühlschrank auf, Sofa beziehen, Wohnwand dekorieren. Alles beim Alten? Neu lässt sich ein Tisch, Stuhl oder Sofa nicht erfinden. Doch der Blick in die Werkstätten von Ostschweizer Möbeldesignern und Innenarchitekten zeigt überraschende Variationen.» Eine Gestalterin und sechs Gestalter werden im Heft «Out of Interio» vorgestellt. In den vergangenen zehn Jahren hat sich einiges geändert. Seit Ikea den St.Galler Westen mit dem königsblauen Wellblechungetüm verschandelt hat, steht Interio fast wieder auf der guten Seite. Alles ist mittlerweile noch lighter und cooler als damals. Zudem entwerfen einige der Porträtierten keine Möbel mehr: Franco Karrer steht mittlerweile ausnahmslos im Projektionsraum und hinter von ihm entworfenen Bar des Kinoks, Brigitte Kemmann mischt St.Gallen als Kulturmanagerin auf. Andere lassen das Experimentieren ganz sein und konzentrieren sich aufs Geschäft. Unter den sechs Gestaltern im Oktober ist auch Urs Bürki. Der Geografielehrer gründete im vermöbelten Oktober 1998 auch Zarava. Das sei der Name eines dubiosen Wunderheilers, könnte man sich denken, oder eines Bauunternehmers, wenn man das zackige Logo sieht.

Platz für andere

Urs Bürki, der Gastgeber und nimmermüde Tausendsassa, ruft durch die geschlossene Tür seines Hauses auf der Vögelinsegg, man solle herein kommen und führt in einen grossen Raum im Erdgeschoss des ehemaligen Webereigebäudes. Dort stehen Möbel und kleinere Objekte, die Bürki unter dem Namen Zarava entwickelt: Tische, Hocker, Obstschalen, Liegen, ein Dreirad fürs Büro, ein Regal und vieles mehr. Die einen fertig, andere als dreidimensionale Skizzen auf ihre endgültige Umsetzung wartend. Bürki serviert am Glastisch Coppa und Pastis und erzählt von der Metzgerei, bei der er den Schinken, und der Drogerie, wo er den Schnaps gekauft hat. Und sagt, dass er für die Ausstellung alle seine Sachen hinausräume und den Platz anderen Gestaltern überlasse. Die meisten von ihnen sind Freunde und Begleiter der letzten zehn Jahre. Es gehe nicht um ihn. Er hält wenig vom Designer als Eigenbrötler. Er giesst schweren Wein in eine Karaffe, die einem Kreisel nachempfunden ist und erzählt und lacht und philosophiert über die Gestaltung mit dem Computer. Denn der Gestalter Yves Ebnetter wird für die Ausstellung ein an der ETH entwickeltes und computergeneriertes Gebilde aus Holzplatten auf Bürkis Wiese stellen. Die Bauanleitung, ein wackeliges Kartonmodell, steht bereits im Haus.



Andreas Bechtigers Liege «Klapp».

Bilder: Anna-Tina Eberhard

Vaters Meisterstück

Bürkis weingefülltes Meisterstück leert sich schnell. Das Meisterstück seines Vaters trägt er ab und zu auf dem Kopf, wenn Besuch da ist. Es ist ein schwerer Polstersessel. Früher wirbelte er den Stuhl auch noch durch die Luft. Bürki der ehemalige Sportlehrer ist behäbiger geworden und mit dem Stuhl auf dem Kopf sieht er aus wie ein Stier. Da zeigt der gelernte Pantomime sein Clown-Gesicht. Bürki hat viele Gesichter und als Gastgeber überlässt er gerne anderen den Platz. Nebst Yves Ebnetter werden auch Wolf Kunath, Stefan Meile und Andreas Bechtiger ihre Objekte ins Webereigebäude auf der Vögelinsegg bringen. Mit Wolf Kunath verbindet Urs Bürki eine lange Zusammenarbeit. Er zeichnet für Bürki Pläne und Renderings und entwickelte mit ihm das Dreirad. – Dort, wo der Lenker montiert wäre, ist eine Arbeitsfläche aus Holz angebracht. Stefan Meile und Andreas Bechtiger sind die beiden Nachzügler der Szene. Meile studierte in Lausanne und betreibt zusammen mit Stefan Noger ein Büro für Produktegestaltung, Architektur und Szenografie. Andreas Bechtiger entwirft nebst filigranen Leuchten und Kleiderständern Möbel für das Polstergeschäft seiner Eltern. Zehn Jahre später sind also nicht nur Gesichter verschwunden, sondern auch einige neue aufgetaucht.

Obere Hinterwies 3, Speicher. 6. bis 9. November und 13. bis 16. November. Öffnungszeiten: 17-21 Uhr. Mehr Infos: www.zarava.ch

WUCHERENDE AUSSENWELT

Die Kunsthalle St.Gallen zeigt eine Gruppenausstellung zum Thema Mittelstadt. Bewusst wird die Erwartungshaltung enttäuscht.

von Wolfgang Steiger

Ein Gummihammer haut auf eine Cervelat ein. Erik Steinbrecher empfängt die Besucher in der Lobby mit dem Videoloop «Gebirgsjäger aus Mirwurstdirwurst». Was hier brutal malträtiert wird, erhielt in der bald zweijährigen Ära von Kurator Giovanni Carmine den Status eines liebgewonnenen Maskottchens. Das Wurstzerquetschen soll jetzt die Besucher aber dazu aufrütteln, sich mit der Stadt mittlerer Grösse auseinanderzusetzen. Die Wut, mit der hier gehämmert wird, steht stimmungsmässig im Gegensatz zum eher melancholischen Grundton der Ausstellung. Kuratiert von Thomas Boutoux und Giovanni Carmine, der seinerseits aus der Provinzstadt Bellinzona stammt, stellt die Ausstellung «A Town (Not a City)» die Mittelstadt als oft gering geschätzten Hort der Lebendigkeit und Quelle ungeahnter Kreativität dar.

Gründungsmythos bis Wahnsinn

Die Ausstellung enttäuscht bewusst jede Erwartungshaltung. Keineswegs dürfe «A Town (Not a City)» als ein Porträt St.Gallens missverstanden werden, jede Ähnlichkeit mit der Welt draussen vor der Türe der Kunsthalle sei rein zufällig, sagen die Kuratoren. Wiedererkennungssüchtige kommen jedoch schon im ersten Raum auf ihre Rechnung. Hier prangen die Fotografien des nächtlichen Waldes aus der Saiten-Ausgabe von Juli/August. Die schwarzweissen Cibachrome-Prints auf Aluminium von Georg Gatsas zeigen den Eintretenden die Ränder St.Gallens. In der Folge thematisieren zwölf Kunstschaffende

mehr oder weniger abstrakt weitere Aspekte mittelgrosser Städte wie: Gründungsmythos, Menschen in ihren Mietwohnungen, den besonderen Charme der Agglomeration, Freizeit und Langeweile, Isolation und Wahnsinn. Der blinde Fleck, auf den die Ausstellung ihren Fokus richtet, besteht zur Hauptsache in den Wohnvierteln von Mittelstadt. Ironischerweise fehlt dabei der Gegenstand allerorts aufgeheizten Standortmarketings, die malerische Innenstadt. Nur die Wegbeschreibung eines Blinden im Audioguide «Meine Welt ist nicht deine Welt» von Karin Bühler tangiert die Innenstadt. Was hier quasi durch das Sensorium eines Blinden wahrgenommen werden kann, entlarvt den Ort gehäufte Eventkultur und immer grösserer Polizeireglementdichte als eigentlichen Unort von Mittelstadt. Die vorwiegend von Ladefilialen weltweit tätiger Konzerne gesäumten Einkaufsstrassen sind heute in allen westlichen Mittelstädten austauschbar.

Rebau macht Kunst

Im Zentrum der Ausstellung wuchert die Aussenwelt trotzdem. «Buy Buy» von Erik Steinbrecher holt den Nachbar Rebau-Markt in den Ausstellungsraum. Hier können Secondhand-Badezimmeraccessoires und -leuchten real erstanden werden. Ein Künstlermagazin mit Collagen zum Mitnehmen befasst sich mit den Verkaufsanstrengungen der Bewohner von Mittelstadt. Die Idee von Rebau als eine der Globalisierung entgegengesetzte soziale Unternehmung ergänzt



den Ausstellungskontext ideal. Ausserdem ist damit auch das menschliche Strandgut, welche eben nicht nur in Grossstädten, sondern auch von der mittelstädtischen Gesellschaft produziert wird, angesprochen.

Zum ersten Mal in seiner Ausstellungstätigkeit in der Kunsthalle St.Gallen wirft Carmine auch einen Blick auf die St.Galler Kulturszene. Im hintersten Raum vermittelt das von Gatsa fotografierte Porträt des auf dem Atelierboden kauenden Künstlers Norbert Möslang ein Ahnung von den komplizierten Lebenszusammenhängen hiesiger Kunstschaffender. «De Mann mit zwei Leben», wie der Ausstellungsbegleittext formuliert, steht stellvertretend für die multiplen Persönlichkeitsstrukturen, welche offenbar für die Existenz in Mittelstadt notwendig sind. Ein Highlight in diesem Raum ist Oscar Tuazon's Skulptur «Nancy». Das sogenannte Shuffleboard, ein in Bars mittelgrosser Städte im Nordwesten der USA populäres Unterhaltungsspiel, erinnert an eine Mischung von Billard und Curling und befindet sich in funktionstüchtigem Zustand. Unbedingt hingehen und spielen. Achtung, der Kurator besitzt Trainingsvorsprung!

Kunsthalle St.Gallen. Bis 2. November. Öffnungszeiten: Di bis Fr 12-18 Uhr, Sa/So 11-17 Uhr. Mehr Infos: www.k9000.ch

SCHAUFENSTER

RAUM ERKÄMPFEN.

1. August 2007: An der Zimmergartenstrasse, im vom Abriss bedrohten Quartier hinter dem Bahnhof St.Gallen, liegt ein kleines, von mehreren Rollen Stacheldraht unbegebar gemachtes Gärtchen. Eine Frau kämpft sich in einem Schutzanzug aus Zeitung und Klebeband durch den Stacheldraht, um in der Mitte des Gärtchens eine 1.- August-Wunderkerze anzuzünden. Eine kleine, von vielen unbemerkte Aktion der Künstlerin Andrea Vogel.

Kunst braucht Raum und muss ihn sich erkämpfen. Vor allem junge und unbekanntere Künstler haben Mühe, Orte zu finden, wo sie ihre Arbeiten präsentieren können. Und darum wurde die «und» von drei Ostschweizer Kunstschaffenden ins Leben gerufen, eine Plattform, um noch unbekanntere Kunst einem breiten Publikum

zugänglich zu machen. Zum dritten Mal in Folge werden diesen Herbst in der alten Färberei Oberuzwil also die Spinnweben von den Decken geputzt, der Staub weggefegt und Platz gemacht für die Gruppenausstellung «und08 – aktuelle Kunst». Drei Künstlerinnen und sechs Künstler, alle aus der Ostschweiz, zeigen dort ihre Arbeiten. Jeder hat einen eigenen Raum zur Verfügung. An Platz mangelt es nicht in der alten Färberei. Es stellen aus: Carmelita Boari, Ralf Fitze, Heinz Lieb, Katrin Mosimann, Jonny Müller, Augustinus Rupp, Bruno Steiger, René Schmid und eben auch Andrea Vogel, die Frau im Schutzanzug. **(noi)**

Alte Färberei Oberuzwil. Bis 5. Oktober. Öffnungszeiten: Fr 16-22 Uhr, Sa/So 13.30-17 Uhr. Mehr Infos: www.und-art.ch



DAS PROBLEM IST DIE LÖSUNG

Die Thurgauer Journalistin und Schriftstellerin Andrea Gerster schildert in ihrem ersten Roman «Dazwischen Lili» den täglichen Krieg zwischen einer demenzkranken Frau und ihrer Schwiegermutter. Es ist das präzise Bild einer Krankheit – doch es geht um weit mehr als das. von Beda Hanimann

Es ist eine kleine Auslegeordnung, fast wie die Spielfiguren auf dem Boden eines Kinderzimmers. Schon auf den ersten Seiten führt die Thurgauer Journalistin und Schriftstellerin Andrea Gerster alle Personen vor, die in ihrem ersten Roman «Dazwischen Lili» eine Rolle spielen. Es sind die verstorbenen Eltern mit ihrem Hund und der als Kind unter tragischen Umständen umgekommene Sohn der Ich-Erzählerin Ana, es sind Tochter, Enkel, Schwägerin, Ehemann. Und vor allem ist es Lili, die Schwiegermutter. Doch mit der hält es Ana, wie sie nach nicht einmal fünfzig Zeilen gesteht, bald nicht mehr aus. Damit ist das Feld abgesteckt, auf dem sich die Geschichte in einem spannungsreichen Bogen entwickelt.

Lili leidet an Alzheimer, seit eineinhalb Jahren wohnt sie im Haushalt ihres Sohnes Reini und wird von dessen Frau betreut. In tragischer Vorahnung ihres Schicksals hat Ana vor Jahren einen Grundkurs in Pflege absolviert, weil man das vielleicht einmal brauchen kann. Aber so hat sie es sich nicht vorgestellt, mit der Schwiegermutter «funktioniert so etwas nicht», stellt sie nüchtern fest, und sie muss sich eingestehen: «So kann es einem ergehen, und irgendwann ist es soweit, dass man aus einer Sache nicht mehr herauskommt, obschon man sich nichts sehnlicher wünscht.» «Dazwischen Lili» thematisiert die Frage nach der Selbständigkeit



Andrea Gerster erzählt in ihrem Roman mit klarem Blick vom Schwiegermutter-Schwiegertochter-Alltag.

alter Menschen, die auch mit jener nach der Eigenständigkeit und Freiheit der folgenden Generation verknüpft ist. Im Fall von Ana ist der Befund klar: Sie ist eine Gefangene im eigenen Haushalt, zwischen ihr und ihrem Leben ist eine geschlossene Türe. Ist Lili.

Zwischen Autonomie und Hilfslosigkeit

Andrea Gerster erzählt mit klarem Blick, in einer fast kindhaft einfachen Beschreib-Sprache vom Schwiegermutter-Schwiegertochter-Alltag, von der Existenz in der «Lili-Reini-Enge». Mit Lilis Schwanken zwischen hellen Momenten der Autonomie und purer Hilfslosigkeit, mit

deren bisweilen als Boshaftigkeit ausgelegten Einfordern von Zeit und Aufmerksamkeit zeichnet die 49-jährige Autorin das treffende Bild einer Krankheit. Das verlegte Gebiss, der Spaziergang im blossen Nachthemd, die Essensverweigerung, der Urinfleck im Kleid und der ätzende Geruch im Schlafzimmer, die Forderung nach einem Bordell für alte Frauen, das sind die traurigen Szenen eines im Zerfall begriffenen Lebens. Gleichzeitig aber sind es oftmals Episoden von heiterer, befreiender Skurrilität, von aussen betrachtet. Tatsächlich geht es der Leserin, dem Leser manchmal wie der Schwägerin, die sich ob Anas Schilderun-

LITERATOUR mit Richard Butz

gen amüsiert. «Das Leben mit Lili ist aber kein bisschen lustig», insistiert diese. «Wenn du darüber sprichst, dann schon», ist die Antwort. Mit ihrem lakonischen Erzählstil, der scheinbar scharfsinnig analysiert, in Wirklichkeit aber einfach schonungslos nüchtern feststellt, trifft Andrea Gerster sehr präzise das Ambivalente der diffus fortschreitenden Demenz.

Gleichzeitig ist der 150-seitige Roman aber mehr als eine Demenzbiografie. Die Krankheit wird zur Metapher. Wenn Ana zwischendurch mutmasst, dass Lili «doch noch taghell im Kopf» und dass da «doch nichts von Demenz» sei, dann stellt sich die Frage nach der Verlässlichkeit der Wahrnehmung, nach dem, was Realität, aber auch was Normalität ist. Wenn Mutter und Gattin dem heimkehrenden Reini von ihrem Tag erzählen, dann «erhält er jeden Abend zwei Versionen desselben Tagesablaufs serviert».

Überraschend leichtfüssig

Wer ist verwirrt? Wer sagt die Wahrheit? Plötzlich ist das nicht mehr so klar, plötzlich ist alles offen. Und da zeigt sich, dass das Problem nicht nur Lilis Demenz ist, sondern das Zusammenspiel verschiedener Individuen mit unterschiedlichen Lebenshintergründen und -einstellungen. «Dazwischen Lili» ist damit auch ein Familien- und Generationenroman. So wie die Ausfälle, die die junge Ana früher zuweilen hatte, in der Zeit mit Lili wiederkehren, so wiederholen sich von einer Generation zur nächsten die Verhaltensweisen, es wird verdrängt, weggesehen – zum Wegsehen animiert sogar. Aber Ana kann das nicht, denn für sie ist Lili die tägliche, lebendige, fordernde Realität, als hätte Ana es als Einzige verpasst, sich rechtzeitig in sichere Distanz zu bringen.

Dennoch ist «Dazwischen Lili» nicht das Buch einer sich selbst bemitleidenden Ich-Erzählerin. Die Chronologie der verbalen und psychologischen Kriegsführung zweier Frauen ist eine präzise, im simplen Feststellen entlarvende Existenzbeschreibung. In fast atemlos wirkenden Und-und-Satz-Folgen hängt Andrea Gerster Episode an Episode und schafft so gleichzeitig den Eindruck unmittelbarer Betroffenheit wie lakonischer Distanziertheit, der durch einen unzimperlichen sprachlichen Zugriff («... was kann Lili dafür, dass sie zuweilen ausläuft ...») noch verstärkt wird. Das Buch wirkt überraschend leichtfüssig – und endet mit einer ebenso leichtfüssig überraschenden Volte, mit der die Autorin nochmals weit über die Demenzthematik hinausweist. Das Problem, so lautet die Botschaft, ist manchmal gleichzeitig die Lösung des Problems. Oder anders gesagt: Das vermeintliche Problem ist gar nicht das Problematische.

Andrea Gerster: *Dazwischen Lili*. Lenos Verlag, Basel 2008.

REIN IN DIE WANDERSCHUHE.

Es gibt die simplen Wanderbücher, und es gibt die intelligenten Lesewanderbücher des Zürcher Rotpunktverlags. Mit ihnen lässt sich eine Landschaft lesend erwandern, denn jede beschriebene Wanderung ist mit einem, thematisch oft überraschenden Beitrag ergänzt oder bereichert.

«Erfinder» dieses Konzepts sind Ursula Bauer und Jürg Frischknecht. In Zürich wohnhaft brechen sie immer wieder auf Wanderungen in zum Teil noch wenig bekannte Landschaften auf und vergessen dabei das gute Essen nicht. Nach «Grenzschlängeln», «Veltliner Fussreisen», «Antipasti und alte Wege» (Piemont), «Bäderfahrten» und «Grenzland Bergell» folgt jetzt – durchgehend schwarzweiss illustriert – «Auswanderungen – Wegleitung zum Verlassen der Schweiz». Bauer und Frischknecht erinnern mit elf Wanderungen daran, dass die Schweiz einst ein Land von Auswanderern war. Ihre Routen führen, wie früher üblich, auf die grossen Marktplätze von Aosta, Meran oder Ravensburg. Drei Tage etwa dauert die vorgeschlagene Wanderung von St. Margrethen über Lindau und Neukirch nach Ravensburg. Im Begleitkapitel berichten Bauer und Frischknecht über die Bündner und Tiroler Kinder, die bis 1866 jeweils im März auf den Verdingkindermarkt in der süddeutschen Stadt zogen. Über 200 Kilometer hatten die Bündner Kinder in den Beinen, wenn sie in Ravensburg anlangten. Diese Form von Sklavenhandel ist Geschichte, geblieben ist im Rheintal die Drohung an unfolgsame Kinder: «Wart nu, mer schicked di is Schwobeland!»

Ein weiteres Lesewanderbuch widmet sich dem Puschlav. Autorin ist Corina Lanfranchi, Basler Journalistin mit Puschlaver Wurzeln. 21 Wanderungen führen durch die Region und über deren Grenzen hinaus. Das farbig illustrierte «Das Puschlav» vermittelt Geschichte, beschreibt aktuelle Probleme des immer noch eher verlorenen Tals und lädt auch zu einigen Tagen Aufenthalt im Talhauptort Poschiavo ein.

Ursula Bauer / Jürg Frischknecht: *Auswanderungen. Wegleitung zum Verlassen der Schweiz*. Corina Lanfranchi: *Das Puschlav*. Beide Rotpunktverlag, Zürich 2008.

AB IN DIE WÜSTE.

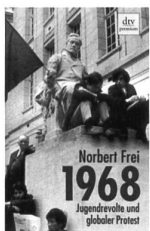
Was mag Michel Vieuchange, den Jüngling aus gutem französischem Hause 1930 bewogen haben, sich als Berberfrau verkleidet aufzumachen, um die geheimnisvolle südmarokkanische Stadt Smara (zu jener Zeit Teil der Spanischen Sahara) zu erreichen? Während zwei Monaten war er zwischen kriegerischen Stämmen zu Fuss und auf Kamelrücken etwa 1400 Kilometer unterwegs. Er führte den sich selbst gegebenen Auftrag zwar aus, starb aber, erst 26-jährig, wenige Tage vor der Rückkehr in damals französisches Gebiet an der Ruhr. Bruder Jean rettete Michels Aufzeichnungen sowie einige Fotos und veröffentlichte sie erstmals 1932. Schnell zum Kultbuch geworden, erschien 1937 eine erste deutsche Ausgabe, weitere, zum Teil verändert, folgten. Die bisher letzte Ausgabe ist jetzt samt Fotos als Paperback erhältlich. Noch immer ist diese Suche nach dem vollkommenen Abenteuer, die an Christopher McCandless in Jon Krakauers «Into the Wild» erinnert, eine aufregende, faszinierende und bewegende Lektüre.

Michel Vieuchange: *Smara – Verbotene Stadt*. Unionsverlag Zürich 2008.

ZURÜCK NACH 1968.

Über die 68er-Generation ist zum «Jubiläum» viel Dummes und Aufgeregtes, aber auch einiges Gescheites erschienen. Zu Letzterem zählt eindeutig das Buch von Norbert Frei. Die Chiffre «68» steht für ihn für ein ganzes Jahrzehnt der Rebellion. Die Anfänge sieht er in der Bürgerrechtsbewegung in den USA, in der Vietnam-Protestbewegung und in der Hippie-Kultur Kaliforniens. Frei berichtet über den Pariser Mai 1968, er schildert kenntnisreich und immer gut lesbar die Auswirkungen auf Deutschland und den Protest in westlichen Ländern. Aber auch in der Tschechoslowakei, in Polen und in der DDR ist er fündig geworden. Besonders interessant ist das Schlusskapitel, in dem Frei der Frage «Was war, was blieb?» nachgeht. Sein Fazit: «1968 war nicht das Jahr, das alles verändert hat, dazu war viel zu viel bereits im Gang. Aber nach «68» war fast nichts mehr so wie vorher. Und in diesem Sinne war «68» überall.»

Norbert Frei: *1968 – Jugendrevolte und globaler Protest*. Dtv München 2008.



«Farben im Film» ist das diesjährige Thema des Cineclubs St.Gallen. Die Präsidentin Antoinette Maurer über die Programmauswahl, künstlerisch wertvolle Filme und Risikobereitschaft.

von Lea Müller



«WIE EINE VERSCHWORENE GESELLSCHAFT»

Bild: Christiane Dörig

Saiten: Sie sind seit fünfzehn Jahren Präsidentin des Cineclubs und gestalten das Kinoangebot von St.Gallen mit. Was fasziniert Sie am Kino als Teil des städtischen Kulturlebens?

Antoinette Maurer: Das Kino ist für mich schlicht eine Notwendigkeit. Es ist eine Art Schmelztiigel von vielen verschiedenen Kunstgattungen. Ich interessiere mich sehr für Literatur und bildende Kunst. All das finde ich in Filmen wieder. Im klassischen Sinne verfolgt man zwar nur eine Geschichte im Film, aber gleichzeitig ist man auch mit der Umsetzung des Bildes und der Filmmusik konfrontiert.

Warum braucht es den Cineclub?

Besonders wichtig ist der gesellschaftliche Aspekt. Der Cineclub ist ein Ort der Begegnung. Die Vereinsmitglieder kennen sich zum Teil schon seit Jahren. Vor jedem Film gibt es Gespräche, und vor allem im Anschluss wird viel diskutiert. Wir sind wie eine verschworene Gesellschaft von Filmliebhabern.

Wie verhält es sich denn mit dem jungen Publikum?

Das junge Publikum ist sehr rar bei uns. Ich denke, dass es wohl daran liegt, dass sich die Jungen nicht gerne in ein Abonnement «zwängen» lassen. Sie wollen frei bestimmen, wann sie ins Kino gehen möchten. Darauf haben wir reagiert: Es gibt jetzt die Möglichkeit, Einzelnintritte an der Abendkasse zu lösen.

Das Thema der kommenden Saison ist «Farben im Film». Wie ist die Idee entstanden?

Die Ideen entstehen bei uns spontan. Das Motto macht die Suche dann einfacher, weil uns viele Filme in den Köpfen herumschwirren. Die fünf Mitglieder der Filmkommission tragen ihre Gedanken zusammen, und dann bestimmen wir eine Filmreihe. Wir achten darauf, dass sicher ein Schweizer Film und ein Dokumentarfilm dabei sind. Wichtig ist, dass alle Filme künstlerisch wertvoll sind.

Künstlerisch wertvoll?

Ich weiss, dass das ein sehr relativer Begriff ist. Für mich hat es viel mit Ästhetik zu tun. Das Bild, die

Aufteilung und die Farbigkeit müssen stimmen. So, dass man eigentlich zu jedem Zeitpunkt den Film anhalten kann und ein gutes Foto vor sich sieht. Ein guter Film darf nicht platt sein. Er sollte zum Nachdenken anregen und insbesondere unsere Gesellschaft, unsere Politik und unsere Umwelt spiegeln.

Ist das Thema «Farben im Film» inhaltlich oder ästhetisch gemeint?

Sowohl als auch. Unser wichtigster Film der Saison ist «La maison jaune». In diesem algerischen Film spielen Farben vom Inhalt her eine wichtige Rolle. Eine Familie trauert um einen jungen Mann, der im Krieg gestorben ist. Um die Mutter wieder zum Leben zu bewegen, streicht der Vater das ganze Haus mit gelber Farbe an. Im chinesischen Film «Hero» hingegen werden die Farben im Bild gezielt eingesetzt, um eine sphärische Stimmung zu schaffen. Mit Farbe kann aber auch ein Gegenstand gemeint sein, wie die farbenprächtigen Teppiche im iranischen Film «Gabbah». Ein anderer wichtiger Film ist «Elsewhere». In

diesem Dokumentarfilm zeigt der österreichische Regisseur Nikolaus Geyrhalter, wie die Welt im Jahr 2000 ausgesehen hat. Es ist sehr eindrücklich, diese Kontraste der Natur – und eben auch der Farben – zu sehen.

Wo informieren Sie sich über die neuen Filme?

Am wichtigsten sind wohl die Filmfestivals, die ich besuche. Spannend ist, dass einem dort bewusst wird, dass die Filmschaffenden oft mit den gleichen Themen arbeiten. Vor einigen Jahren war die Drogenproblematik aktuell. Jetzt beschäftigen sie sich stark mit zwischenmenschlichen Beziehungen.

Haben Sie einen Lieblingsfilm?

Wo soll ich da anfangen? Also, ganz oben auf meiner Liste stehen alle Filme von Kaurismäki. Da ist die Verbindung zwischen Form, Inhalt und dem gesellschaftlichen Aspekt subtil spürbar. Es ist ein sehr feiner Humor, der diese Filme kennzeichnet. Weiter zu nennen sind die Filme «I Pugni in tasca» von Marco Bellocchio, «Night

on Earth» von Jim Jarmusch und «Breaking the Waves» von Lars van Trier.

Seit der Übernahme der St.Galler Kinos mietet der Cineclub das Kino bei der Kitag. Wie hat sich das auf das Programm ausgewirkt?

Das hat sich nicht auf das Programm selbst ausgewirkt. Das ist immer noch nur eine Sache zwischen uns und den Verleihern.

Der Cineclub zieht um: Die Filme der neuen Saison werden nicht mehr im Storchen, sondern im Rex 1 gezeigt. Was ist der Grund für diesen Kinowechsel?

Das Storchen war oft pumpenvoll. Mitglieder, die spät zur Filmvorführung kamen, mussten ganz vorne sitzen. Wir haben das Problem der Kitag gemeldet, und sie hat uns sofort das Kino Rex 1 zur Verfügung gestellt. Grosse Vorteile sind da der vorhandene Platz und die schöne Innenausstattung.

Was bedeutet dieser Umzug finanziell gesehen?

Er bringt einen grossen finanziellen Aufwand mit sich. Wir zahlen aufgrund des grösseren Kinosaals im Rex viel höhere Mieten als im Storchen. Da der Cineclub selbsttragend ist, stossen wir hier an unsere finanziellen Limiten.

Und trotzdem gehen Sie das Risiko ein?

Wir erhoffen uns durch den Umzug natürlich eine Zunahme an Mitgliederzahlen. Gerade weil wir im Rex das Kino nicht für uns alleine haben, kann sich ein spannender Austausch mit den anderen Kinogängern ergeben. Wir sind immer schon Risiken eingegangen. Darum wird der Cineclub auch überleben.

Der Cineclub wurde 1952 gegründet und zählt zurzeit um die 200 Mitglieder. Jede Saison widmet sich der Cineclub einem neuen Thema und zeigt dazu Filme aus allen Gattungen: Erstlinge von unbekanntem Filmemachern, Filme aus der Dritten Welt und Reprisen von Filmen bis zurück in die vierziger Jahre. Zum Rahmenprogramm gehören Gespräche mit Filmregisseuren, Stummfilme mit Musikbegleitung und Einführungen in die Filme sowie eine Sonntagsmatinee. Die Vorführungen finden jeweils von Oktober bis April montags um 20 Uhr im Kino Rex statt. (Im)

Detailliertes Programm und mehr Infos: www.cineclub-sg.ch

VON DER ROLLE von David Wegmüller

FIESE TYPEN UND MIESE GESPRÄCHE.

Vor kurzem habe ich ein neues Wort gelernt: «Misanthrop». Für alle, die es auch nicht kannten: Es heisst «Menschenfeind» und steht in ungefährem Gegensatz zu «Philanthrop» (Menschenfreund). Ich sass mit Freunden in einer Solothurner Kaffeebar. Wir lästerten sprunghaft über zahlreiche Missstände: die Ethik der Wissenschaftler im CERN, die Sklaverei der Spassgesellschaft und ob einer der Degen-Brüder schwul sei. Dann sagte Boris: «Zu viel Smalltalk macht mich zum Misanthropen.» Ich liess mir das Wort und seine Aussage erklären. Es hatte nichts mit unseren vorausgegangenen Gesprächen zu tun. Drei Business-Apéros hatten Boris zur Erkenntnis gebracht, nichts sei menschenfeindlicher, als mit beliebigen Leuten über belanglose Themen eine beiläufige Konversation zu führen; Misanthropie als Folge davon sei eine zivilisationsbedingte, soziopathische Krankheit, die uns alle befallen könne.

Ich dachte spontan an Johnny, als ich in meiner Vorstellung nach einem Misanthropen suchte (und an meine Nachbarin, die mich kürzlich piesackte, weil ich mein Fahrrad im falschen Sektor des Innenhofs parkiert hatte). Johnny ist die Hauptperson in Mike Leighs Meisterwerk «Naked» von 1993, das die ganze Thatcher-Ära in ein deprimierendes Grau getaucht hatte. Nicht eine Überdosis Smalltalk machte Johnny zum Menschenfeind. Viel schlimmer; er fand überhaupt kein Gegenüber, um sich über seine abstrusen Lebenstheorien auszutauschen. Also lebte er als Parasit bei seiner Exfreundin. Am Abend lungerte er in der Stadt herum und pöbelte Passanten an. Sein einziges Ziel: der Gesellschaft gegen ihren Willen seine eigene Existenz aufzwingen. Johnny ist negativ, aggressiv und egoistisch – der Prototyp des modernen Misanthropen. Und er ist Mike Leighs Lieblings-Spezi. In seinem neu-

esten Film taucht er nämlich wieder auf, als Fahrlehrer Scott in «Happy-Go-Lucky».

Ich hatte gelesen, dass «Happy-Go-Lucky» ein besonders lebensbejahender Film sein sollte. Diese Läuterung des Regisseurs musste ich mir ansehen. Boris kam mit. In der Tat handelt die Geschichte von einer Philanthropin in Reinkultur, der Grundschullehrerin Poppy (Sally Hawkins), die es allen recht machen will und daran auch noch Freude hat. Sie ist die Antithese zu Scott (Eddie Marsan), der als ihr Fahrlehrer den rassistischen Miesepeter gibt. Wie Johnny prägt auch Scott eine aufrichtig negative Weltsicht. Ständig schreit er «Enraha!», um seiner dürftig begabten Kundin die richtige Abfolge der Rückspiegel zu vermitteln. Doch je wütender er schreit, desto milder reagiert seine Schülerin. Philanthropin und Misanthrop rasen auf eine Frontalkollision zu, die – anders als noch in «Naked» – völlig offen lässt, wer von beiden Totalschaden erleiden wird.

Boris war zufrieden mit dem Film, und mir hatte er auch irgendwie gut getan. Als ich zuhause war, dachte ich an meinen Fahrlehrer, der mir das mit den Spiegeln auch nie richtig hatte beibringen können (deswegen bin auch zweimal durch die Prüfung geflogen). Da krächte plötzlich eine Frauenstimme meinen Namen von der Gasse her durch mein offenes Stubenfenster. Erst reagierte ich nicht, es war schon fast Mitternacht. Doch dann wurde das Rufen lauter und aggressiver. Ich ging also zum Fenster. Unten auf dem Trottoir stand meine Nachbarin: «Ich habe gesehen, dass du deine Fensterläden nicht festgemacht hast.» Ich dachte «Fuck you!», sagte aber, ich würde es gleich in Ordnung bringen.

David Wegmüller, 1977, ist in Steckborn aufgewachsen und arbeitet seit 2005 für die Solothurner Filmtage.



Misanthrop trifft Philanthropin. Das kann ja nicht gut gehen. Bild: pd

«MEINE GENERATION SIEHT DAS SO!»

Mit ihren «unplugged»-Inszenierungen hat sich die Regisseurin Barbara Weber in der deutschsprachigen Theaterszene einen Namen gemacht. Jetzt wird die Toggenburgerin Co-Direktorin am Zürcher Theater Neumarkt. von Flori Gugger



«Regie führen klingt gut», dachte sich Barbara Weber schon am Gymnasium. Bild: Florian Bachmann

Saiten: Barbara Weber, weshalb geht man heute überhaupt noch ins Theater?

Barbara Weber: Theater soll ein Denkraum sein, in dem man etwas verstehen, diskutieren und lernen kann, der ein gewisses Niveau hat und auch Unterhaltung bietet. Dröge Unterhaltung ist mir zuwider, und reiner Diskurs am Theater interessiert mich nicht. Dann schaue ich mir lieber einen Film an oder lese ein Buch. Interessant ist die Mischung aus Unterhaltung und intellektueller Herausforderung, aus Hochkultur und Unberechenbarkeit des Moments. Denn Theater ist Hochkultur und hat gleichzeitig etwas Anrühendes.

Sie sind 1975 im Toggenburg geboren und dort aufgewachsen. Wie kamen Sie zum Theater?

Im Theaterkurs am Gymnasium habe ich das Bühnenbild gebaut, Regie führte der Lehrer. «Regie führen klingt gut», sagte ich mir damals. Nach der Matura habe ich am Theater Neumarkt hospitiert und fand diese Art von Beschäftigung mit Literatur und Kunst sehr spannend. Man sitzt nicht jahrelang einsam am Schreibtisch, sondern produziert im Team alle zwei bis drei Monate eine neue Inszenierung.

Mit den «unplugged»-Inszenierungen an verschiedenen Häusern haben Sie ein eigenes Label geschaffen, das oft als schnelles, trashiges Poptheater bezeichnet wurde.

Ich wollte untersuchen, inwieweit man heute moderne Mythen als ernstzunehmende Stoffe auf die Bühne bringen kann. Ich wollte einen anderen Blick werfen auf Ikonen, die gesellschaftlich gut verankert sind. Diven beginnen immer zu schillern, wenn sie ein Label werden. Was dahinter steckt, ist eine Mischung aus dem realen Leben und der Sache, für die sie stehen. Ich versuche, grundsätzlich undramatische Stoffe – Filme, Biografien, Politisches – aus dem Blickwinkel meiner Generation auf die Bühne zu bringen. Das Thema RAF zum Beispiel hat eine Generation für sich gepachtet. Bei «RAF unplugged» wollte ich die Ikonen der 68er hinterfragen und sagen: «Meine Generation sieht das aber so!»

Auch Ihre letzte Inszenierung, «Die Lears» nach Shakespeare, wirft einen heutigen Blick auf einen alten Stoff. Hat es Sie nicht interessiert, Shakespeares Königsdrama als «Klassiker» auf die Bühne zu bringen?

Ich weiss nicht, wie das gehen soll, ein historisches Stück eins zu eins auf die Bühne zu bringen. Heutzutage sieht man Königshäuser doch nur noch in den bunten Illustrierten abgebildet. Aber natürlich muss man «König» als eine Metapher lesen. Bei «Die Lears» erzählen wir die Geschichte des monumentalen Werkes von Shakespeare nicht aus der Sicht des alternden, wahnsinnig werdenden Vaters und Königs, sondern aus der Sicht der Kinder, der Erbgemeinschaft. Damit beziehe ich mich auf eine Tatsache, die in der Schweiz immer mehr Thema ist: dass nämlich unglaublich viel Geld pro Jahr vererbt wird und eine «Generation der Erben» entsteht.

Sie gelten als kreative junge Regisseurin und haben an grossen Häusern in Deutschland und Österreich inszeniert. Jetzt übernehmen Sie mit Rafael Sanchez das Theater Neumarkt in Zürich. Was waren Ihre Beweggründe, sich für vier Jahre an ein Haus zu binden?

Das Theater Neumarkt hat ein sehr attraktives Leitbild. Wir haben die Auflage, experimentelles Theater zu machen und ein Ensemble zu engagieren. Ansonsten sind wir relativ frei. Andere Bühnen von vergleichbarer Grösse haben weniger Geld und mehr Auflagen. Den Beruf des Regisseurs macht man gut, wenn man jung ist und spinnt. Dann gibt es welche, die werden älter und bleiben grossartig. In der neuen Funktion lerne ich neben dem Inszenieren viel Neues dazu. Man wird zum Gastgeber, zur öffentlichen Person.

Wie kommt es, dass Sie die erste Saison mit der Überschrift «CH-Hardcore» eröffnen?

«CH-HC» drückt eine gewisse Irritation aus. In den Achtzigern wurde dieses Buchstaben-spiel als Graffiti an Hauswände gesprayed. Wir haben uns gefragt, wie gut man eigentlich in der Schweiz, in Zürich wirklich lebt. Zürich ist die Stadt mit der höchsten Lebensqualität auf der ganzen Welt. Wenn ich mit dem Fahrrad zur Arbeit fahre, begegnen mir auf kleinstem Raum Menschen von praktisch allen sozialen Schichten. Hat das Leben wirklich nur diese «Nummer-eins-Qualität», wenn man mehr als 10'000 Franken im Monat verdient, wie gewisse Leute behaupten?

Ihre Eröffnungsinszenierung ist «Hair Story» – ein Blick zurück auf die vierzig Jahre seit 1968?

«Hair Story» setzt sich mit den politischen Forderungen der 68er auseinander, die eine ganze Generation, über die jeweiligen geschichtlichen Hintergründe hinweg, an die Welt gestellt hat. Diese Internationalität war ein Phänomen von 68. So wie das Musical «Hair»: Ein avantgardistisches, politisches Musical mit Rock- und Soulsongs wird zum bekanntesten Broadwaystück überhaupt, zum Bestseller. Und die Erfinder, arbeitslose Schauspieler, zu Millionären. Das Stück tourt immer noch, und ich habe in den Achtzigern eine Vorstellung in meinem Dorf gesehen. Mein Bruder schleppte mich mit. Damals wusste ich noch nicht, dass es so was wie eine sexuelle Revolution gab. Wie auch, im Toggenburg? Jetzt klingt es so, als wäre das Ganze nur eine kurze Affäre gewesen. Der Aufruhr soll also nur einen halben Sommer, die Kommunen nur ein paar Wochen, die Befreiung nur eine halbe Nacht gedauert haben? Heute reagieren manche Alt-68er so gönnerhaft, und die jetzt Sechzigjährigen entschuldigen sich dafür, dass sie mal lange Haare hatten. Das nervt mich.

«Hair Story». Premiere: 3. Oktober, 20 Uhr.
Theater Neumarkt, Zürich.
Spieldaten und Infos: www.theaterneumarkt.ch

THEATERLAND



Bild:pd

SCHLÄFENLAPPENZAPPEN ODER LATTENZAUNDURCHSCHAUEN.

Ein Lattenzaun, einen Stock in der Hand, der daran entlangfährt, und schon ist ein Freiluftkonzert produziert. So erobert sich der Künstler Arno Oehri seine Umgebung. Dabei interessiert er sich brennend für metaphysische Fragen wie: Warum existiert die Welt? Gibt es eine

Seele? Genauso stark interessiert er sich für die aktuelle Hirnforschung mit den Fragen: Bin ich mein Gehirn? Wie frei ist der freie Wille und gibt es einen solchen überhaupt? Aus diesem faustischem Nachdenken und Forschen hat er ein neues Projekt geformt. Er nennt es «Drop Zone» und hat für die Realisierung des Theaters am Kirchplatz (TaK) in Schaan als Partner gewonnen. Am 24. Oktober hat die neunzig-minütige Feature Produktion im TaK Premiere. «Die Besucher erwartet eine Mischung aus Theater, Konzert und Videoinstallationen – etwas zwischen allen Gattungen», sagt Arno Oehri. Das Projekt besteht aus drei Ebenen: Eine dokumentarische, eine Spielebene und Live-Musik. In der Spielebene ist der 71-jährige Schauspieler Klaus-Henner Russius zuhause, im dokumentarischen Teil ist es der Hirnforscher Felix Hasler. Er wird unter anderem von den Modellen berichten, die Ausserkörpererfahrungen, Telepathie und Glückszustände bewirken, einem «iGod» zur Erzeugung von Magnetfeldern für die spirituelle Schläfenlappen-Massage. Die Musik steuert das Ensemble Klanglabor bei. Musik ist für Arno Oehri der direkte Zugang zur Seele, oder wie immer man das nennen will, was auch noch da ist. Neben dem Schaltapparat. Und den Schläfenlappen. Das, was uns weinen lässt und keine Erklärung dafür braucht. Das uns in einer Tiefe wahrnehmen lässt, in der alles fliesst und wir doch nicht wissen, warum und wieso. Und es auch gar nicht wissen wollen. Weil das Fliesen schön ist. Und weil es immer noch Lattenzäune gibt, mit Zwischenraum, hindurchzuschauen. **Anita Grüneis**

Theater am Kirchplatz Schaan. Premiere: 24. Oktober, 20.09 Uhr. Mehr Infos: www.tak.li

MÄDCHENPENNERSPLATTEN.

«Gehen wir, der Wagen wartet» heisst das Stück des Russen Jurij Klavdiev, das im Oktober am Stadttheater Konstanz aufgeführt wird. Ein Satz, den wir von den grossen Outlaws der Filmgeschichte kennen, die Chaos und Tod hinter sich zurück lassend ins Cabrio springen, losbrausen und der Welt den Stinckfinger zeigen. «Gehen wir, der Wagen wartet», sagt Bonnie zu Clyde, Mickey zu Mallory, Thelma zu Louise. Und das möchten auch die beiden Freundinnen Mascha und Julia zueinander sagen. Sie hocken fest in einer Datschenkolonie am Rande der Industriestadt Tolgiatti, tausend Kilometer östlich von Moskau, gefangen im üblichen Trott aus Arbeit, Suff und Sex und haben genug. «Du hast nur die Arbeit, und nach der Arbeit bumst du die Metaphysik. Das führt zu nichts», sagt Julia zu Mascha bei Tee und Wassermelone. Also ziehen sie los, wollen böse sein, töten und sterben. Als erstes müssen die Penner am Stadtrand dran glauben. Und am Schluss trotz Blut und Mord und Gewalt bleibt doch alles so, wie es war.

Das Stadttheater Konstanz startet in der neuen Saison eine Reise quer durch Russland. Das Junge Theater Konstanz zieht mit und zeigt Jurij Klavdievs Stück als deutschsprachige Erstaufführung. Klavdiev mit Jahrgang 1974 ist selbst in Tolgiatti aufgewachsen. Mit «Gehen wir, der Wagen wartet» gelang ihm der künstlerische Durchbruch. **(no!)**

Stadttheater Konstanz. 1./2./4./8./10./16./18./19./22./23. Oktober, jeweils 20 Uhr. 7./14./17. Oktober, jeweils 11 Uhr. Weitere Daten im November. Mehr Infos: www.theaterkonstanz.de

ZWISCHEN BACH UND BANK

Konrad Hummler ist fasziniert vom barocken Genie. Er finanziert in Trogen seit zwei Jahren Bachs Vokalmusik. Die Konzertreihe dauert weitere 23 Jahre. von Martin Preisser

Wenn das letzte Konzert des gigantischen Projekts erklingen sein wird, ist Konrad Hummler fast achtzig Jahre alt. Der Privatbankier lässt seit zwei Jahren in Trogen das gesamte Vokalwerk von Johann Sebastian Bach aufführen, das sind weit über 200 Werke. «Aller Voraussicht nach werden mindestens fünfzehn bis zwanzig Millionen Franken notwendig sein, um Aufführungen auf dem gewünschten Niveau sicherstellen zu können», heisst es kurz und bündig im Porträt seiner J. S. Bach-Stiftung. 30'000 bis 50'000 Franken kostet ein Konzert samt Workshop und DVD-Aufnahme. «Das ist fast so, wie wenn Sie jeden Monat ein grosses Feuerwerk abbrennen würden», sagt Konrad Hummler. Ist der Wegelin-Bankier grössenwahn-sinnig? Hummler denkt nach: «Der zeitliche Rahmen ist verrückt, aber es muss heutzutage erlaubt

sein, über die Pensionierung hinauszudenken.» Grössenwahnsinnig sei vielleicht auch, zu glauben, dem monumentalen Werk Bachs gerecht werden und bezüglich Qualität ein Vierteljahrhundert Ausdauer aufbringen zu können, versucht Hummler das riesige Ausmass zu definieren – und glaubt natürlich genau an diese Ausdauer. Bach hat ihn immer schon begleitet und begeistert. Zum Vierzigsten gönnte er sich eine Woche auf einer Alp, um als Chorist die Matthäuspassion zu lernen. Bei seinem Projekt glaubt Hummler nicht wirklich an Ermüdungserscheinungen. «Mit jedem Konzert wird mein Staunen über Bachs Kunst grösser, über seine Genauigkeit, seine Vielfalt von Stimmungen, die oft im Sekundentakt wechseln», sagt er. Ist das Bach-Projekt, für das er als künstlerischen Leiter Rudolf Lutz gewinnen konnte, ein kulturelles

Hobby neben dem trockenen Bankgeschäft? «Das Bankgeschäft ist nicht trocken. Bach und die Bank, beides ist extrem unterhaltsam», sagt Hummler, für den die Bach-Geschichte längst keine Nebenbeschäftigung mehr ist.

Keine Kultur ohne Förderung

Mit seinen Millionen für Bach übernimmt Konrad Hummler die klassische Rolle des Mäzens. Herkömmliches Sponsoring mag der Wegelin-Chef nicht. Einge kaufte Kultur auch nicht. Niemals wäre es Hummler in den Sinn gekommen einfach grosse Bach-Interpreten, berühmte Namen der Musikwelt nach Trogen einzukaufen. «Mäzene sind verhinderte Künstler», gibt Hummler zu, der gerne Geiger geworden wäre. In seiner Freizeit widmet er sich dem Violinspiel, versucht sich an Bach («Er hilft mir, mein Gehör zu schärfen») und

macht Appenzeller Streichmusik. Hummler, einer der reichsten Männer der Schweiz, lässt nicht nur Geld fließen, sondern weiss auch, dass er mit seinem Engagement öffentliches Gut schafft, von dem die Allgemeinheit profitiert. «Kultur ist niemals ohne Förderung entstanden», sagt Hummler, der in der privaten Kulturförderung eine Herausforderung der öffentlichen sieht. «Die Konkurrenzsituation durch private Förderung kann immer wieder einmal ein wenig am Nimbus der etablierten Kulturinstitutionen kratzen, die ja oft Gefahr laufen, zu selbstgenügsamen Dauerbetrieben zu werden.» Hummlers Bach-Reihe überzeugt bisher durch hohe Qualität, und es ist Kultur aus der Region. Diese Qualität überzeugt auch andere Kulturfreunde, welche die J. S. Bach-Stiftung mit bis zu sechsstelligen Beträgen bedenken. Machen

REWIND

Hummlers Kollegen in den Banken und der Wirtschaft genug für Kultur? «Oftmals vermisse ich das persönliche Engagement. Manche Bank geht kulturell einfach auf Einkaufstour. Da habe ich bezüglich der Wirkung dieser Kultur meine Zweifel.» Und er wolle wenigstens die Frage stellen dürfen, ob in den Führungsetagen nicht eine gewisse kulturelle Nivellierung zu diagnostizieren sei.

Hummlers Multiplikationsdrang

Trotz der Millionen im Stiftungskapital hat sich die Bach-Stiftung entschlossen, ab 2009 für die Konzerte Eintritt zu verlangen. Rund ein Drittel der Konzertkosten soll dadurch gedeckt werden. Kern des Bach-Projekts sind weiterhin die einführenden Workshops mit Dirigent Rudolf Lutz, die immer schon Eintritt kosteten. Die Workshops gaben auch den Anstoss, jede Bach-Aktion auf DVD aufzunehmen. Sie kommen in naher Zukunft in den Handel. Und Hummler überlegt sich auch, die Aufnahmen auf Youtube zu stellen.

Beibehalten werden auch die Reflexionen zwischen den doppelt gespielten Kantaten. An der Qualität der Beiträge wurde in letzter Zeit gearbeitet. So authentisch wie möglich wünscht sie sich Konrad Hummler, der Arthur Godel, bis vor kurzem Programmleiter bei Radio DRS 2, als Coach für die Referenten gewonnen hat. Und auch hier ist Hummler nur das Beste gut genug. Alle Reden zu Bach werden im NZZ-Verlag in Buchform erscheinen. Verewigen will sich Hummler damit nicht. «Aber es kommt wieder der Multiplikationsdrang des Konrad Hummler durch, der findet: Gutes muss verbreitet werden», sagt er. Und: «Nach 25 Jahren Bach wäre es unglaublich spannend zu sehen, wie vor 25 Jahren über Bach-Interpretation gedacht wurde», nimmt Hummler die Geschichte seines in schnelllebigen Zeiten bewusst nachhaltig angelegten Mammutprojekts vorweg.

Evangelische Kirche Trogen.

24. Oktober, 19 Uhr.

Mehr Infos: www.bachstiftung.ch



Bild: pd

EIN HAUCH VON WELTJAZZ.

An diesem Freitagabend, gegen 22 Uhr, waren in Flawil die Querelen um den Bau des Lindensaals unverhofft vergessen. Denn aus dem mit einem Baurechtsvertrag von Gemeinde und Evangelischer Kirchgemeinde erstellten Saal hallten gerade die letzten Akkorde von «Bye Bye Blackbird», hübsch interpretiert von der Alexia Gardner Band, in die nasskalte Nacht. Gegen 300 Besucherinnen und Besucher wollten sich den Eröffnungabend des «Jazz in Flawil»-Festivals nicht entgehen lassen. Auf der Bühne turnte Hauptinitiant und Vereinspräsident Urs C. Eigenmann euphorisch zwischen Mikrophon und Flügel hin und her, und das durchaus überregional rekrutierte Publikum liess den Applaus bis zur obligaten Zugabe nicht abreißen. Das vortägliche Warm-up in den Dorfbeizen wie Café Dobler, Café Keller, Nef's Rössli Lounge, Restaurant Obstgarten, Restaurant Ochsen sowie im Hotel Toggengburg hatte bei der Dorfbewölkerung zudem für den nötigen Goodwill gesorgt. Als gegen 22.30 Uhr schliesslich mit Barbara Dennerlein die vielleicht bekannteste Jazzorganistin die Bühne des praktisch voll besetzten Saals betrat, atmete das viertägige und erstmals ausgetragene «Jazz in Flawil»-Festival so etwas wie den Hauch von Weltjazz. Was dem kulturbegeisterten Dorf glückte, ein Jazzfestival mit regionalem Fördercharakter und musikalisch nationalem Anspruch, scheint in St.Gallen so weit weg wie ehemals. Schade eigentlich.

Michael Hasler

Lindensaal Flawil. 12. bis 14. September.

Mehr Infos: www.jazzinflawil.ch

FORWARD

POPELEGRAMM.

+++++ Hallo ++ hallo ++ der Pfnüsel ist da ++ die Zeichen sind deutlich ++ die Konzertsaison steht vor der Tür ++ es tut sich einiges ++ die Häuser putzen sich heraus +++++ das **Palace** ist renoviert ++ der Schriftzug und die grün-weissen Bänder leuchten in die nächtliche Stadt ++ neue Heizungs- und Lüftungsröhre sind gelegt ++ der Konzertraum ist in der alten Farbe frisch gestrichen ++ das Kassenhäuschen hat nun einen Durchgang zur Bar ++ das Kassenhäuschen ist ab und zu vielleicht selbst eine kleine Bar ++ alles ist parat ++ aber Obacht ++ neu ist die Männertoilette rechter und die Frauentoilette linker Hand ++ die dritte Palace-Saison wird am 3. Oktober von Kid Acne eröffnet ++ «Yorkshire's finest rapper» ++ Tags darauf spielen Ja, Panik aus Wien ++ Falco und Tocotronic sagen ahoi ++ unbedingt hingehen ++ der Antiheld Daniel Johnston und seine Band kommen am 29. Oktober ++ die LoFi-Rock-Helden Built To Spill am 23. +++++ die Remise Wil wurde auch umgebaut ++ sie heisst nun **Gare de Lion** ++ darüber gibt es bald mehr zu lesen ++ Art Brut spielten bereits ++ am 26. Oktober treten die Deutschpopper Herrenmagazin auf ++ und am 30. ist der US-Folker C. Gibbs zu Gast ++ und im November werden die Schrammel-Legenden The Wedding Present zu sehen sein ++ die Wiler haben grosses im Sinn +++++ das Rorschacher **Mariaberg** hat sich seinen Platz bereits gesichert ++ die Betreiberinnen und Betreiber feiern am 31. Oktober das einjährige Bestehen mit I Am Kloot aus Manchester +++++ wissen will es auch die **Tonhalle** ++ während der Olma treten dort nebst Polo Hofer und Breitbild Kosheen und Nightmares On Wax auf ++ letztere sind die «Väter des Downbeats» ++ oder die «Jack Johnsons des Downbeats» ++ veranstaltet werden die Konzerte vom Platzhirschen Peter Schildknecht Gastronomie ++ ??? +++++ diesen Herbst lohnt sich die Fahrt über die Grenze vermehrt ++ am 10. Oktober ist im **Spielboden** in Dornbirn ein Vortrag über das «jihad of words»-Konzept im Hip-Hop-Kontext zu hören ++ Journalist und DJ Martin Gächter referiert über «Widerstandsformen» der Hip-Hop-Kultur vor dem Hintergrund der aktuellen weltpolitischen Lage und den bevorstehenden US-Präsidentschaftswahlen +++++ wen das interessiert muss unbedingt auch die Oktober-Vorträge der Erfreulichen Universität im **Palace** besuchen ++ Amerikanische Festwochen ++ Uno-Korrespondent Andreas Zumach referiert über die amerikanische Aussen- und Atompolitik +++++ ein weiterer Vortrag ist in der Grabenhalle zu empfehlen ++ Günter Amendt liest am 22. Oktober aus seinem Essay «Die Legende vom LSD» +++++ zurück zum **Spielboden** ++ am 30. tritt dort die grossartige Bernadette La Hengst auf ++ sie war die Sängerin der Grrrl-Pop-Band Die Braut Haut aufs Auge ++ sie hat ihr neues und geschmeidiges Album «Machinette» im Gepäck ++ es passiert viel und das ist nicht mal alles ++ es gibt einiges zu verpassen +++++ (js)

teo jakob®

Möbel, Büromöbel, Küchen, Lampen, Textilien,
Planung und Innenarchitektur

Späti Ohlhorst AG

Spisergasse 40
9000 St.Gallen
Tel. 071 222 61 85
Fax 071 223 45 89
st.gallen@teojakob.ch
www.teojakob.ch



DAR



DAX



RAR

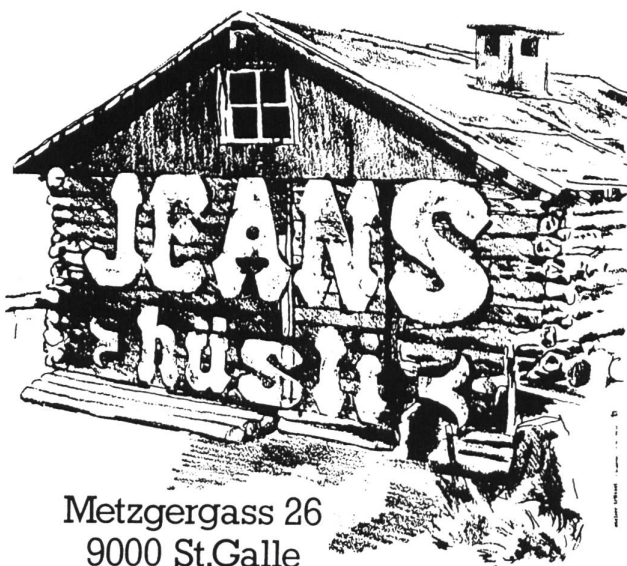
COMEDIA



Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen,
Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

**25 JAHRE DIE BUCHHANDLUNG MIT DEM BESONDEREN ANGEBOT.
25 JAHRE NEUE IDEEN, NEUE IMPULSE. 25 JAHRE RADIKAL UND
FRISCH. 25 JAHRE GUTER (BESTELL-) SERVICE UND GUTE BERATUNG.
25 JAHRE EINE BREITE PALETTE VON LESUNGEN, BUCHVORSTEL-
LUNGEN, DISKUSSIONEN UND AUSSTELLUNGEN. DANKE AN UNSERE
ALTEN UND NEUEN KUNDINNEN**

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit E-Shop!



Metzgergass 26
9000 St.Galle

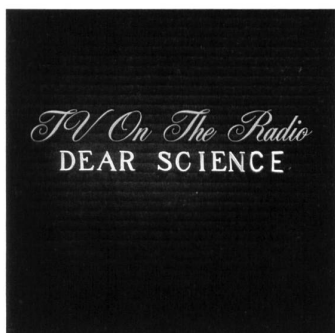


BARATELLA

Franco Marchesoni

Täglich frische, hausgemachte
Eier-Nudeln, Spinat-Nudeln, Spaghettini,
Lasagne und Ravioli

Unterer Graben 20, St.Gallen, Telefon 071 222 60 33

PLATTE DES MONATS**TV ON THE RADIO.**

In den unverzichtbaren Jahres-Top-Ten der Musikjournalie fehlte 2006 «Return To Cookie Mountain» in praktisch keiner Liste. Und meist war das Album auf den allerersten Plätzen zu finden. Es ist also keine Übertreibung, die Amerikaner als grosse Überflieger zumindest in Kritikerkreisen anzupreisen. Nun ist mit «Dear Science» (Musikvertrieb) das dritte Album von TV On The Radio erschienen. Eine Aufgabe für die kreative Schulstunde: Wie wird aus einem Farblecksmonster ein Gesamtkunstwerk? Die afroamerikanischen Filmschulabsolventen aus Brooklyn, die direkt einem Beatnik-Streifen von Robert Frank entlaufen scheinen, geben eine Antwort darauf. Sie mischen ihre Farbpalette mit monotonem Elektronikrock, leichten Free-Jazz-Signalen und nervösen, polyrhythmischen Talking-Heads-Schleifen. Dazu rasen unglaublich eindringliche A-cappella-Gesänge aus dem Barbershop des Teufels durch die Mikrofone, und fertig ist der Mix, der einen in seiner Fülle erst mal erschlägt. Wer sich von diesem Orkan nicht wegfegen lässt, hat schon mal den Einstieg in diese verrückte Platte geschafft. Angeblich soll ihr Vorgänger noch komplexer und verschachtelter gewesen sein. Doch das ist nun wurst; hier ist «Dear Science» und klettert ganz weit auf der nach oben offenen Richterskala. Wenn Frontmann Tunde Adebimpe oder Sänger und Gitarrist Kyp Malone aufdrehen, erinnern ihre Stimmen auch mal an Prince («Crying») oder Beck («Dancing Choose»), während Gründungsmitglied David Andrew Sitek an den Gitarren und Keyboards schwitzt. Das Rad indessen erfinden TV On The Radio nicht neu. Im Gegenteil, sie machen das, was (fast) alle machen: Sie fusionieren frech in ihrer musikalischen Schatztruhe herum und machen wuchtig einen auf Retro. Aber das machen sie besser und überzeugender als der grosse Haufen aller «The»-Bands. Und das Grossmaul von Oasis soll sich ruhig mal «Family Tree» anhören. So eine klassische und monströse Ballade habe ich zum letzten Mal von Maximo Park gehört. Und das ist auch schon eine ganze Weile her.

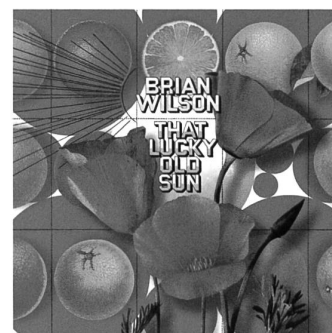
René Sieber, Autor und Pop-Aficionado.

INDIE-PERLE**GIANT SAND.**

Howe Gelb ist Schlitzohr und Lebenskünstler genug, um zu wissen, dass grosser Erfolg und viel Geld nicht glücklich machen. «Kommerziell erfolgreich zu sein, macht eher Probleme, als dass es das Leben verbessert», erklärte der Eigenbrötler vor sechs Jahren. Auf seiner neuen Platte «Pro Visions» (Irascible) suchte er sein Glück in trunkenen Duetten mit begabten und schönen Sängerinnen. Und die Auserwählten machten gerne mit: Isobel Campbell, Neko Case, Henriette Sennvaldt, Lonna Kelley. Die weiblichen Stimmreize als Weichzeichner. Gelbs Songs kommen ruhiger, gedehnter und melancholischer daher als auf früheren Werken. Doch ohne Spannungsbögen will der ehemalige Wegbegleiter von Calxico und Friends of Dean Martinez nicht leben. Die kommen gegen Ende der Platte in «Belly Full of Fire» und im Instrumental «World's End State Park» noch früh genug. Hier zerfranst das Werk ein wenig ins Boden- und Himmellose, während zu Beginn «Stranded Pearl» und «Without a Word» einfach nur glücklich machen. Und dass Howe Gelb in anderen Songs auch mal an Leonard Cohen, Tom Waits oder gar Johnny Cash gemahnt, dürfen wir dem spitzbärtigen Barden nicht übelnehmen. Naturgemäss werden Calxico ihre neue Platte besser verkaufen als Howe Gelb. Aber das wird ihm ziemlich egal sein. Im direkten Vergleich hört sich sein «Work in progress» um einiges spannender, vielfältiger und mutiger an. Aufgenommen haben Giant Sand «Pro Visions» übrigens in Aarhus, Dänemark, wo Gelb vor vielen Jahren seine zweite Frau kennen lernte. Wenn das mal kein gutes Omen ist!

SIEBERS OKTOBER-PODESTLI:

- {1} Morrissey Viva Hate (1988)
- {2} Yazoo Upstairs At Eric's (1982)
- {3} TV On The Radio Dear Science
- {4} Walter Becker Circus Money
- {5} Giant Sand Pro Visions
- {6} Nas Untitled
- {7} The Go-Betweens Oceans Apart (2005)
- {8} Brian Wilson That Lucky Old Sun
- {9} Lykke Li Youth Novels

ALTER MEISTER**BRIAN WILSON.**

Von einem Künstler, der über eine musikalische Veranlagung verfügte, bevor er laufen lernte, und der im Alter von zwei Jahren gebannt der «Rhapsody in Blue» von George Gershwin lauschte, erwartet man zeit seines Lebens grosse Dinge. Weltgeniales, in Stein Gehauenes. Und wenn dieser Person gar der Nimbus eines zwar am Leben Gescheiterten, aber frühvollendeten Musikers und Komponisten anhaftet, ohnehin. Wenn ich mir die aktuellen Fotos von Brian Wilson im Booklet seines aus heiterem Himmel gefallenen Opus «That Lucky Old Sun» (EMI) anschau, kommt mir eher ein leicht bedeppter Pausenclown als ein alter Meister des Schönklangs in den Sinn. Doch was hat dies schon zu sagen? Nichts. Dies ist die eine Geschichte, die andere ist seine Musik. Und die glänzt – wenigstens partiell – noch immer, schwebt in Moll, im mehrschichtigen Harmoniegesang und im Meer der «Good Vibrations». Wilson musiziert mit seiner sportiven Begleitband munter drauflos, als wäre die Zeit in den letzten vierzig Jahren stillgestanden. Am authentischsten klingt der «Beethoven des Rocks» in seinen ruhigen Nummern, wenn er sein Pathos nicht zügelt. Die traurigen Momente stehen dem 66-Jährigen einfach besser. Anscheinend geht es ihm jetzt aber gut, und davon singt er auch: «Mit 25 Jahren knipste ich das Licht aus / Aber nun bin ich zurück / In freundlich blauen Himmelsfarben malend.» Bei so viel Optimismus kommen Zweifel auf. Und tatsächlich: «That Lucky Old Sun» fehlt es an Tiefgang und musikalischer Komplexität (die früheren, ach so zeitlos doppelten Böden!). Gegen das Ende dieser Popsuite über Kalifornien, Surferbräute und die Sonne in den frühen Sechzigern winkt noch einmal müde, aber gütig der alternde Genius durchs Fenster. Und schmunzelt. «Southern California» und vor allem «Midnight's Another Day» sind wahre Bravourstücke in einem ansonsten mediokren Werk.



«Ei, schau die vielen Zwergel!», sagen die Touristen und knipsen. Bild: pd

APPENZELL

TOURISTENLAUB

von Carol Forster aus Appenzell

Mit dem Wechsel vom Sommer in den Herbst beginnt sich auch das Dorfbild hier zu verändern. Ganze Horden von Carreisenden aus allen Ecken der Schweiz, oft auch aus den umliegenden Ländern, bevölkern die Hauptgasse. Gruppen in graubeigen Freizeitjacken schlendern von Auslage zu Auslage, bestaunen Gartenzwerge und Seifenblasen, essen Würstchen auf dem Parkplatz und setzen sich gegen Abend müde in die Bequemsitze ihres Cars mit ein paar Postkarten zur Erinnerung im Rucksäcklein. Appenzell abgehakt. Es war schön. Die bemalten Häuser, die Gastwirtschaften, die imposante Kirche, die Kapelle und der Landsgemeindeplatz.

Bei schönem Wanderwetter kommen auch die kleineren Grüppchen, in Outdoorjacken mit Wanderkarten in der Hand und Wanderstöcken im Rucksack, die Richtung Bahnhof schreiten, Bergschuhe an den Füßen, wettergegerbte Gesichter. Die wollen in den Alpstein, und der wird bekanntlich oft unterschätzt. Das sind keine Spaziergänge da oben, und die entschlossenen Blicke der Wandervögel zeigen, dass sie da nicht zum ersten Mal hochlaufen. Dann gibt es noch die Cabrioletfahrer, schick gekleidet, die Sonnenbrillen gekonnt ins Haar gesteckt, die vielleicht über die Schwägalpstrecke ins Dorf gegondelt sind, um hier einen gepflegten Apéro zu süpfeln. Die blei-

ben immer nur ganz kurz, wollen eigentlich so schnell wie möglich wieder ins Auto und über die Hügel brausen.

Diejenigen, welche länger bleiben, erkennen wir am Geräusch der Rollkofferli. Seit der Schmäuslemarkt gepflastert ist, hört man das noch viel besser. Meistens vom Bahnhof her kommend, diese Lederhündchen hinter sich herziehend, schlendern sie allein ins Dorf auf der Suche nach ihren Hotelzimmern.

Es ist, als würde ein unglaublich riesiger Baum seine Äste schütteln und Laub abwerfen. Gelbe, rote, rostfarbene und grünliche Blätter fallen herab. Die einen schneller, die andern genüsslich langsam, getragen vom Wind und so weitergewirbelt Richtung Appenzell. Vielleicht ist da auch noch der altbekannte Riese, der seinen Sack auf dem Rücken trug und übers Appenzellerland stapfte. Der Sack hatte ein Loch, und so fielen die Appenzeller Häuser in die Hügel. Heute fallen bunte Gleitschirme aus seinem Gepäck, und so ist der Himmel über der grünen Landschaft bei guter Thermik regenbogenfarben.

Und wenn dann der Herbstföhn so richtig bläst, wenn das Laub kreisförmig über die Strassen wirbelt, über Mauern und Zäune fliegt, dann wird es wieder ruhiger im Dorf. Irgendwie vermissen wir die Kofferli, die übers Pflaster rollen, und auch die Wanderstöcke, die vorbeiklacken, die Graujacken und die bunten Hunde. Bergdohlen fliegen zu Tal und kreisen über den Gassen. Dann riechen wir bereits den Schnee, der bald kommen und alles zu decken wird.

Carol Forster, 1961, führt den Bücherladen in Appenzell.

THURGAU

SCHWITZEN BEIM WETTMETZGEN

von Mathias Frei aus Frauenfeld

Metzger sind fröhliche Gesellen. Und überaus gesellig. Einmal im Jahr trifft sich die ganze Schweizer Fleisch-Familie, um sich in Sachen Festfreude den finalen Bolzenschuss zu verpassen und um wettkampfmässig zu metzgen. Mitte September ging die Schweizer Meisterschaft im Ausbeinen in der Feststadt Frauenfeld über die Bühne. Ebendort spielt die «Alpen GmbH» (gemäss Festführer «bekannt von der Appenzellerstube an der Olma») am Vorabend der Meisterschaft am Ostschweizer Metzgerstiften-Treff zum Tanz auf. Die ambitionierten Metzger reisen selbstverständlich erst am Samstagmorgen zum Wettkampf an, denn für den Sieger einer Kategorie gibt es immerhin ein Tausendernölli. Damit kann man sich viel Fleisch kaufen, im Fabrikverkauf der Wick AG, dem Austragungsort der Meisterschaft, wohl noch viel mehr. Über 200 Metzger und vielleicht drei Metzgerinnen stehen in den Kategorien «Lernende», «Metzger» (zusammen mit den Akkordmetzger der Königsklasse), «Akkordmetzger» und «Altmeister/Bürometzger» in den Startlöchern. Einem Fussballsupporter der alten Schule würde die «Zerlege-Arena» sicher Freudentränen in die Augen treiben. Denn es gibt nur Stehplätze. Dafür kann im Festzelt nebenan die Veranstaltung bequem an langen Tischreihen «zu Gast bei Freunden» (das Motto der Meisterschaft) auf Grossleinwand mitverfolgt werden.

Das Gezeigte, nämlich der Wettkampf im Ausbeinen von insgesamt über 1200 Schweinschultern, präsentiert sich spätestens ab den Achtelfinals als veritables Spektakel zwischen Fleisch-Schwingete und Metzgerei-Kunsth Handwerk. Es ist kalt in der Arena, aber man wird vorgewarnt. Und es riecht frisch, so stellt man sich den Duft einer tiefgefrorenen Schweinschulter vor. Beim Anblick der Gladiatoren brechen wohl nicht wenige Zuschauer in kalten Schweiss aus. Innert 150 Sekunden sind die drei Laffen unter gewaltiger Kraftanstrengung, verbunden mit filigraner Technik, von Knochen und Knorpel befreit – im besten Fall ohne Stiche oder Schnitte im Fleisch zu hinterlassen – ohne Fleisch am Knochen oder Knorpel und mit getrenntem Ober- und Unterarmknochen. Nach der Wettkampfrunde wird das Messer wieder im abschliessbaren Besteckkörbli versorgt, während die Laffen und Knochen im Juryraum begutachtet werden, die grossen Fleischstücke dabei mit Wurfbewegungen vom einen zum anderen Experten weitergereicht. Aus den Fleischstücken werden hernach Schinken, Ragout und Wurst fabriziert. Die Ostschweiz sei ja sowieso eine



Die besten Metzger der Schweiz kämpfen sich durch 1200 Schweinsschultern. Bild:pd

Wursthochburg, die Frauenfelder Salzis eine exzellente Brühwurst, die St.Galler Bratwurst weltberühmt. So nah am Fleisch wie bei so einer Meisterschaft ist man selten. Das beeindruckt, obwohl dem Norm-Fleischkonsumenten wohl beim Anblick eines Steaks oder einer Wurst doch immer noch wohler ist. In der Kategorie «Metzger» hat übrigens Petar Milojkovic von der Gossauer Firma Suttero den Titel geholt.

Mathias Frei, 1980, Student, Kulturveranstalter, Slam-poet, Texter und SP-Gemeinderat.

TOGGENBURG

PAARTHERAPIE AM ABGRUND

von Andreas Roth aus Wildhaus

Ein metallisches Klicken da, das Rascheln von Express-Schlingen dort, von weit oben ruft einer laut «Stand!», und sie schreit von unten zurück: «Okay, Seil frei!» So geht es den ganzen Tag. Klettern boomt. Was im Winter die Skispiste, scheint im Sommer nun der Klettergarten zu sein. Der Treffpunkt unter Freunden ist der Fels, und plötzlich diskutiert man im Ausgang über sonnige Routen, Sicherungstechniken oder Steinschlag. Sport, Natur und Adrenalin-Kick haben junge Menschen schon immer angezogen. Das Klettern hat aber eine weitere Dimension, die es so attraktiv macht: Für Paare ist es die beste Sportart der Welt.

Beim Mountainbiken fährt er ihr meist davon. Beim Snowboarden ist er draufgängerischer. Und beim Schwimmen kann nur sie sich für das Abspulen von vierzig Längen begeistern. Beim Klettern jedoch ist für das gemeinsame Glück alles dabei. Mit ihrer grazilen Art und dem leichteren Gewicht ist die Frau zu Beginn meist im Vorteil. Gekonnt schraubt sie sich am Fels empor. Er versucht sein Technikdefizit mit Muskelkraft und Mut wettzumachen. Und so steigern sich Mann und Frau kontinuierlich. Sie legt an Kraft zu – er verbessert seine Technik.



Man braucht Nerven wie Drahtseile, wenn die Liebste über der Schlucht baumelt. Bild: pd

Der schöne Nebeneffekt: Beide stählen ihre Muskeln.

Hinzu kommt die zwischenmenschliche Komponente: Vertrauen, Kommunikation, gegenseitige Unterstützung – alles Schlagwörter der Paartherapie. Beim Sichern hält man das Leben des Partners in seiner Hand. Bei einer Mehrseillänge muss man präzise kommunizieren, wenn man sich am Fels um alle Kanten herum verstehen möchte. Und bei grosser Erschöpfung nach einer langen Route zählt nur eins: trotz baldiger Dehydrierung zusammenhalten und konzentriert abseilen. Gifteleien zwischen Paaren sind beim Klettern nicht selten zu beobachten. Denn wenn man Angst hat abzustürzen, liegen schon mal die Nerven blank. Die Frau wird nervös, der Mann trötzelt, und bei beiden wird die Wortwahl wesentlich direkter; man lernt sich kennen.

Am Abend dann das gemeinsame Glücksgefühl: Gesund und zufrieden ist man von einer herausfordernden Tour zurück und ist sich wieder ein Stück nähergekommen. Dazu hat man ein sechsstündiges Fitness-Programm absolviert und erst noch den ganzen Tag zusammen verbracht.

Sollten Sie also Ihren Partner noch besser kennen lernen wollen, dann beginnen Sie zu klettern. Natürlich nur gemeinsam. Das Klettermaterial ist zwar teuer, aber Sie umgehen dafür präventiv die Kosten für eine Paartherapie.

Andreas Roth, 1983, arbeitet bei «Snowland.ch» und der Klangwelt Toggenburg.

WINTERTHUR

DAS PARADIES IM SÜNDENPFUHL

von Manuel Lehmann aus Winterthur

Winterthur hat seit diesem Frühsommer 100'000 Einwohnerinnen und Einwohner und ist nun eine Grossstadt. 1998 waren es 90'000 Einwohner. Keine andere Schweizer Stadt wächst schneller. Viele Zweifel und Unsicherheiten waren in den Leserbriefen zu spüren, die diesen Sommer in den regionalen Blättern erschienen. Denn während die Stadtregierung das Wachstum als Zeichen des Aufschwungs interpretiert, ist der eine oder andere Winterthurer durchaus etwas verunsichert. Das ist die hiesige Mentalität: Wir besitzen viel, also kann uns auch viel genommen werden.

Schon das Alte Testament zeichnete ein durchwegs negatives Bild der Stadt. Künstler, Philosophen und Politiker haben dies durch alle Zeiten wiederholt. So wird die Stadt bis heute unerschwellig mit Niedergang verbunden. Die Stadt – ein Sündenpfuhl? Wie Hans Boesch in «Die sinnliche Stadt. Essays zur modernen Urbanis-



Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

Architektur, Gestaltung
und Bauingenieurwesen

Vortragsreihe

von der Idee zum Material

13.10.08 Buchner Bründler – Hüllenmaterial

27.10.08 Rolf Mühlethaler – Stahlbauten

17.11.08 BIG Jakob Lange – VM Bjergset (englisch gesprochen)

08.12.08 Acebo x Alonso – Casa Vars (englisch gesprochen)

15.12.08 Jürg Conzett – Isambard Kingdom Brunel

jeweils 17.30 Uhr, Halle 180, Tössfeldstrasse 11, Winterthur
www.archbau.zhaw.ch

mehr Sprache.

okay. zusammen leben

mehr sprachig.

Wegweiser zur Kommunikation im 21. Jahrhundert

In einer Vortragsreihe von Oktober 2008 bis November 2009 setzen Wissenschaftler/innen und Sprach-Künstler/innen Wegweiser für die Gestaltung einer zeitgemäßen Sprach- und Bildungspolitik und sie schaffen Zugänge zu einem öffentlichen Diskurs, der die Chancen und Risiken von Mehrsprachigkeit thematisiert. Was passiert, wenn Sprachen sich ändern oder wenn Menschen in mehr als einer Sprache zuhause sind? Welche Chancen für die gesellschaftliche Entwicklung entstehen dann?

Treffpunkt Babylon - Chancen, Risiken und Grenzen der Mehrsprachigkeit

Univ. Prof. Dr. Hans-Jürgen Krumm (Wien)

Termin: Donnerstag, 23. Oktober 2008, 19.30 Uhr | Ort: Salomon Sulzer Saal, Hohenems

Fremde Sprache Dialekt? - Die wechselvolle Beziehung von Hoch- und Alltagssprachen

Prof. Dr. Beat Siebenhaar (Leipzig)

Termin: Donnerstag, 4. Dezember 2008, 19.30 Uhr | Ort: Pförtnerhaus, Feldkirch

Die Veranstaltungen für 2009 und weitere Informationen finden Sie unter

www.okay-line.at | Rubrik Aktuelles | Programm „mehr sprache.“ Konzeption und Durchführung: „okay. zusammen leben | Projektstelle für Zuwanderung und Integration“.

Ein Buch ist wie ein Garten, den man in der Tasche trägt.

Arabisches Sprichwort

Wir führen eine grosse Auswahl an Büchern, Hörbüchern, Software-Literatur und über 2'000 DVDs.
Kommen Sie vorbei oder bestellen Sie bequem per Telefon, Fax oder online.

www.books.ch



Rösslitor
Bücher

Rösslitor Bücher, Webergasse 5/7/15, 9000 St.Gallen, Tel +41 (0)71 227 47 47, Fax +41 (0)71 227 47 48, bestellung@roesslitor.ch



Da war alles noch in Ordnung. Aber nicht mehr lange.
Bild:pd

tik» beschreibt, ist die Folge davon ein liebloser Umgang mit unseren Städten. Dies äussert sich vor allem in Architektur und Verkehrspolitik. So werden die negativen Gedanken Realität. Dabei ist meine Stadt ziemlich schick. Neben der Altstadt liegt ein grosses Industriegelände mit viel Charme, freigegeben zur Umnutzung. Die ganze Stadt ist durchsetzt mit Parks und viel Grün. Es gibt typische Wohnquartiere, die trotzdem eine halbwegs gesunde Durchmischung von Gewerbe und kleinen Läden aufweisen. Die architektonischen Sünden halten sich im Rahmen. Und in jenem Teil von Winterthur, wo in den heutzutage üblichen Plastikgebäuden gearbeitet und eingekauft wird, sind nur diese und nichts anderes zu finden. Ich empfinde Winterthur optisch als sehr homogen. Trotz der Vielfalt passt meist zusammen, was sich in meinem Blickfeld befindet. Dies ist im Schweizer Mittelland anders. Einkaufszentren neben Bauernhäusern, Industriebauten in der Nachbarschaft von öffentlichen Einrichtungen wie Sportplätzen und Badis, Lagerhallen neben Einfamilienhäusern oder Wohnblöcken. Und meist liegt eine grosse grüne Wiese dazwischen. Alles wild durcheinander, ohne Konzept; nie ist zu erahnen, was sich hinter der nächsten Ecke befindet. Wer dort aufwächst und labil ist, wird entweder drogensüchtig oder erkrankt an der optischen Verunreinigung. Manche zieht es darum in jungen Jahren weg. Aus dem zersiedelten Mittelland in den Sündenpfuhl Stadt, zugleich auf der Flucht und auf der Suche. Das Intakte, das Paradies ist aber auch in der Stadt sehr flüchtig und laut Boesch nur im Quartier und damit in der Nische zu finden. Wer im Finden des städtischen Glücks

nicht geübt ist und auch nicht selbst vom Glück gefunden wird, bleibt unerfüllt.

Manuel Lehmann, 1974, ist Veranstalter im Kraftfeld Winterthur und bei Afro-Pfingsten.

Boesch, Hans: Die sinnliche Stadt. Essays zur modernen Urbanistik. Verlag Nagel & Kimche. Zürich, 2001.

VORARLBERG

FESCH, ABER SOZI

von Kurt Bracharz aus Bregenz

Heute ist der 14. September. Wenn dieser Text erscheint, ist die Nationalratswahl in Österreich gelaufen, von der Auszählung der Wahlkartenstimmen einmal abgesehen. Man wird aber erkennen können, wer Kanzler wird – «Unser Mann» wird es nicht sein. «Unser Mann» stand auf Wahlplakaten in Wien und Dornbirn, die nur einen Mann und ein Parteologo zeigten, allerdings jeden Tag das einer anderen Partei. «Unser Mann» war nämlich der Künstler Gottfried Bechtold, der mit dieser Aktion auf die Austauschbarkeit und Beliebigkeit von Politikern und Parteien hinweisen wollte. Es war eine ältere Idee, die er realisierte. Ich glaube mich zu erinnern, sie schon vor Jahren von ihm gehört zu haben, in Zeiten, wo sie angebrachter gewesen wäre als heute, wo sich die Kandidaten deutlicher unterscheiden.

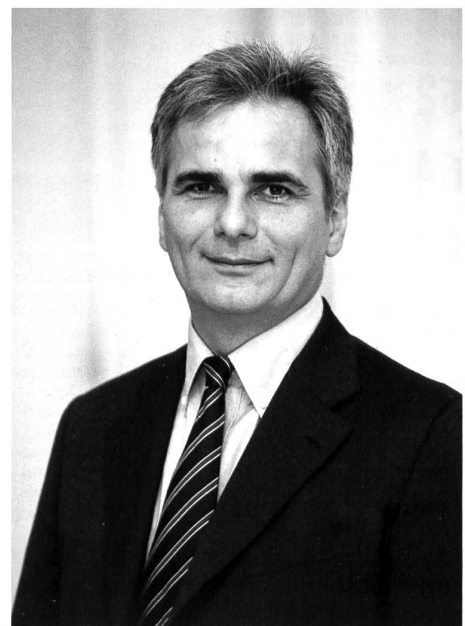
Letzthin sass ich im Bus hinter zwei Mädchen, die auf die Wahl zu sprechen kamen; das Wahlalter ist zum ersten Mal auf sechzehn Jahre abgesenkt worden. Die eine sagte, sie werde auf jeden Fall «einen von den Kleinen» wählen. Während ich dachte, das sei nun doch ein Unterschied zu den Älteren, die Stimmen für möglicherweise nicht ins Parlament einziehende Kleinparteien für verloren halten und diese deshalb prinzipiell nicht wählen, auch wenn ihr Programm ihnen entspräche, setzte sie fort: «Vielleicht wähle ich diesen Martin oder wie der heisst.» Da zuckte ich zusammen. Ausgerechnet Hans-Peter Martin! Einer von den «Kleinen» ist der ja wirklich, eine echte Ein-Mann-Partei, mit der es noch keiner seiner gelegentlichen Mitstreiter lang ausgehalten hat. Aber ein Problem konnte das keines werden: HPM kandidierte gar nicht für das Parlament. In der Wahlzelle wird die junge Frau es dann schon gemerkt haben.

Am Nachmittag desselben Tages hörte ich im Zug nach Lindau die Unterhaltung zweier älterer Frauen mit, die sehr laut sprachen und sich zuerst des langen und breiten über Faymann äusserten, dass der zwar ein Sozi und damit ja von vornherein unwählbar sei, aber man müsse doch sagen, er sei ein wirklich fescher Mann, ansehnlich, mit schönen Augen, nicht wie dieser Gusenbauer und auch nicht wie Molterer, nein,

ein sympathischer Politiker, mit einem freundlichen Gesicht und gut gekleidet. Der käme gut an bei den Leuten. Einfach schade, dass er von der SPÖ sei. Aber am besten schauere der Strache aus, sagte darauf die eine, so ein junger, dynamischer Mensch, und der habe ein tolles Gesicht, frisch und männlich, und jung sei der, viel jünger als die anderen, und so schnell reden könne der! Die andere stimmte ihr sogleich zu, indem sie den grössten Teil der Suada wiederholte, so jung und gleichzeitig so fesch wie der Strache sei keiner! Und genau im richtigen Alter für seinen Job! Sie werden ihn mittlerweile auch gewählt haben, den FPÖ-Strache, er war «ihr Mann» in jeder Bedeutung des Wortes. In dem sie einzig interessierenden Detail hatten sie übrigens Recht, Strache ist der jüngste Spitzenkandidat und sieht ziemlich Dressman-mässig aus, und man könnte ihn durchaus sympathisch finden, solange man ihn nicht kennt und er nichts Politisches sagt. Dass er nicht gerade der Hellste ist, merkt man zwar schnell, aber das löst ja bei einer Mehrheit der Wählerschaft das «Einer von uns»-Gefühl aus.

Nach dem Parteivorsitzenden-Wechsel von Gusenbauer zu Faymann mit dem berüchtigten Brief an die «Kronen Zeitung» dachte ich mir zuerst, das sei nun die erste Nationalratswahl seit vielen Jahren, bei der ich nicht gezwungen sein würde, das kleinere Übel zu wählen, denn nun gebe es keine Partei mehr, die ein kleineres Übel als die anderen wäre. Aber die Vorstellung, der super aussehende, junge, dynamische Mensch könnte tatsächlich in die Regierung kommen, ist beunruhigend.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.



SPÖ-Politiker Faymann kommt bei Frauen fast so gut an wie Rechtspopulist Strache. Bild: pd